

Wild  
Wald Steppe  
Waidmannsfahrten in  
Britisch-Ostafrika

VON  
A. Kadeloffe Dugmore





# Wild-Wald-Steppe

Waidmannsfahrten  
mit Kamera und Flinte  
in Britisch-Ostafrika  
mit 132 Bildern

von

A. Radcliffe Dugmore

Aus dem Englischen übersetzt  
von Hans Elsner



R. Voigtländer's Verlag in Leipzig



Copyright in the U. S. A. by A. R. Dugmore

Der König der Tiere. — Blitzlichtaufnahme. — Im Augenblick der Aufnahme befand sich der Photograph und sein Begleiter 10 m entfernt in einem Dornenversteck.

## Inhaltsverzeichnis.

---

|  |            |
|--|------------|
| <b>Erstes Kapitel.</b> Die Ankunft in Mombassa und die Eisenbahnfahrt durch das große Jagdgebiet nach Nairobi . . . . .  | <b>1</b>   |
| <b>Zweites Kapitel.</b> Unser erster Marsch. Aufregende Abenteuer mit Nashörnern . . . . .   | <b>16</b>  |
| <b>Drittes Kapitel.</b> Von Nairobi zum Donya Sabuf. Das Photographieren großer Büffelherden . . . . .   | <b>35</b>  |
| <b>Viertes Kapitel.</b> Vom Donya Sabuf zu der Yata-Ebene: Interessante Erfahrungen mit Löwen. Photographieren von Nashörnern und anderen Tieren bei Tageslicht und mit Blislicht. . . . . | <b>47</b>  |
| <b>Fünftes Kapitel.</b> Von der Yata-Ebene zum Simba-Lager am Tana-Flusse. Photographieren von Löwen aus nächster Nähe mit Blislicht. Von zwei Löwen verfolgt . . . . .                    | <b>71</b>  |
| <b>Sechstes Kapitel.</b> Am Tana-Flusse: Photographieren von Giraffen, Flusspferden, Krokodilen und anderen Tieren . . . . .   | <b>92</b>  |
| <b>Siebentes Kapitel.</b> Vom Tana-Flusse nach Wern; zweihundert Kilometer Marsch über die Nordabhänge des Kenia . . . . .   | <b>112</b> |
| <b>Achtes Kapitel.</b> Unser Aufenthalt in Wern. Der Festanz der Neger. Von Wern durch Dominakis Land nach dem nördlichen Teile des Guaso Nyiro . . . . .                                  | <b>130</b> |
| <b>Neuntes Kapitel.</b> Der nördliche Guaso Nyiro. Reicher Wildbestand von Serenul, Dryz, Grévy's Zebra und Giraffe. Photographieren des Riesen-Wald-Schweins . . . . .                    | <b>150</b> |

|   |            |
|---|------------|
| <b>Zehntes Kapitel.</b> Vom nördlichen Guaso Nyiro zurück zum Simba-Lager. Führerlos . . . . .  | <b>169</b> |
| <b>Elftes Kapitel.</b> Das Simba-Lager. Zwölf Löwen in einer Nacht. Blitzlicht-Aufnahmen von Löwen auf 9 Meter Abstand . . . . .  | <b>182</b> |
| <b>Zwölftes Kapitel.</b> Vom Simba-Lager zurück nach Nairobi. Photographische Aufnahmen von Wildebeest (Gnu), Zebra und anderen Wildarten. Begegnung mit Büffeln. Das Ende der viermonatlichen „Safari“ . . . . . | <b>196</b> |
| <b>Dreizehntes Kapitel.</b> Ausrüstung, Kosten und Vorbereitung einer Reise nach Ost-Afrika . . . . .   | <b>211</b> |
| <b>Bierzehntes Kapitel.</b> Photographische Winke und Ausrüstung . . . . .  | <b>246</b> |





Copyright in the U. S. A. by A. R. Duzmore

Der Verfasser mit seinem Massai Führer. — „Zuerst glaubte ich, der lange glänzende Speer sei nur Ausstattungstüd . . . Ich bin aber sicher, daß ich diesem vermeintlichen Zierat heute mein Leben verdanke.“

## Erstes Kapitel.

### Die Ankunft in Mombassa und die Eisenbahnfahrt durch das große Jagdgebiet nach Nairobi.

Es ist eine gute Reihe von Jahren her, daß die Schriften von Sir Samuel Baker in mir ein heißes Verlangen erweckten, einmal das Land zu besuchen, von dem es hieß, jagdbares Wild sei in solchem Überflusse vorhanden, daß der Anblick von umherstreifendem Wilde etwa ebenso gewöhnlich wäre, wie das Spiel wilder Kaninchen in den Heide- und Waldgründen unserer Heimat. Als dann einige Jahre später mein Bruder eine Reise von Mombassa nach Uganda machte und schrieb, er habe so zahlreiches Wild getroffen, daß Herden von zwei- oder dreitausend Stück ein Alltagsbild wären, wurde mein Sehnen nach diesem Jagdparadiese noch brennender. Vor ungefähr neun Jahren wurde die Ugandabahn eröffnet und wir, die wir mit dem Lande noch nicht vertraut waren, meinten, daß die Tage gezählt seien, an denen man die großen Wildherden sehen würde. Mit Bedauern glaubte ich die Möglichkeit photographischer Berichte vom dortigen Tierleben schwinden zu sehen. Aber zu meiner Überraschung hörte ich von zurückkehrenden Freunden, daß die meisten Wild-

arten noch so zahlreich wie ehemals vertreten seien und daß, obgleich die Eisenbahn direkt durch einige der besten Gebiete führte, der Überfluß keineswegs zurückgegangen sei. Tatsächlich ließen die Erzählungen meiner Freunde über das, was sie von der Eisenbahn aus gesehen, mich im Zweifel, ob nicht die Hitze dieses tropischen Landes ihr Gehirn etwas angegriffen hätte. Ihre Berichte fanden indes von allen Seiten Bekräftigung und als Schillings Buch „Mit Blitzlicht und Büchse“ erschien und ich in ihm den photographischen Beweis für alles Gehörte und Gelesene fand, entschloß ich mich endgültig, nach Britisch-Ostafrika aufzubrechen, sobald ich etwas mehr Übung in der schwierigen Tierphotographie erlangt hätte. Wie weit letzterer Bedingung zu genügen war, vermochte nur die Praxis zu beweisen. Verschiedene Jahre hatte ich in den Wäldern des östlichen Nordamerika mit der Kamera statt mit dem Gewehr gejagt, ich setzte nun meine Übungen fort bis etwa 14 Tage vor meiner Abreise in jenes Land der Verheißung. Bald hatte ich herausgefunden, daß die Wahl einer Kamera, die für Arbeiten unter den in Frage kommenden mannigfaltigsten Verhältnissen geeignet sein sollte, von ausschlaggebender Wichtigkeit sei, und daß auf dem Markte nichts vorhanden war, das dem Zwecke voll entsprechen würde. Einige Apparate waren in ihrer Art ganz gut, aber jeder hatte seine Fehler. Ich ließ mir einige Kameras bauen, und so wurde nach und nach die photographische Waffe zustande gebracht, die sich nach meiner Meinung tatsächlich wirksam erweisen würde. Ausgerüstet mit dieser und einer vollständigen Vorrichtung zum Entwickeln und Kopieren im Gelände, selbstverständlich auch mit einer vollkommenen Blitzlichtausrüstung, verließ ich Neu-



port gegen Ende November, glücklich wie ein Kind, in dem Gedanken, meine Hoffnungen ihrer Verwirklichung entgegengehen zu sehen. Ein kurzer Aufenthalt in England ermöglichte mir die Vervollständigung gewisser Einzelheiten meiner Ausrüstung und, schließlich in Marseille angelangt, schiffte ich mich für Britisch-Ostafrika ein. Die Fahrt über Neapel und durch das Rote Meer war so ereignislos, wie eine moderne Dampferfahrt gewöhnlich ist — die übliche Mischung von Passagieren, über deren Alter, Herkunft, Name, Stand und Beruf man Rätsel lösen möchte, dieselben Aufenthalte in Häfen, wo die Eingeborenen billige Marktware aus Birmingham als orientalische Handarbeit anbieten, dies mit den üblichen, wenig aufregenden Ergötzlichkeiten, die die Zeit vertreiben helfen. An Bord befanden sich viele Engländer und Amerikaner, die zur Jagd auf Großwild auszogen, so hatten wir viel gemein und verbrachten die Abende im Austausch von Meinungen über Ausrüstung und andere uns naheliegende Themata. Das Passieren des Äquators brachte die einzige Zerstreuung, der wir uns widmeten, mit dem üblichen Einseifen, Rasieren und Untertauchen, eine Quelle dauernden Vergnügens.

Siebzehn Tage nach unserer Abfahrt von Marseille erreichten wir Kilindini, den schönen Hafen von Mombassa. Die niedrigen Befestigungen an den Ufern, versteckt unter einem Gewirr wilder Nebel, verrieten kaum ihre Gegenwart. Sie ließen Erinnerungen auftauchen an vergangene Zeiten unruhiger Geschichte der „Insel des Krieges“, wie die Übersetzung von Kiswa Mwita, dem Eingeborenennamen dieser Insel, lautet. Es ist fraglich, ob irgendein Platz gleicher Größe mehr Streit, mehr Verrätereien, mehr Kämpfe und mehr schauerliche Grausamkeit als diese

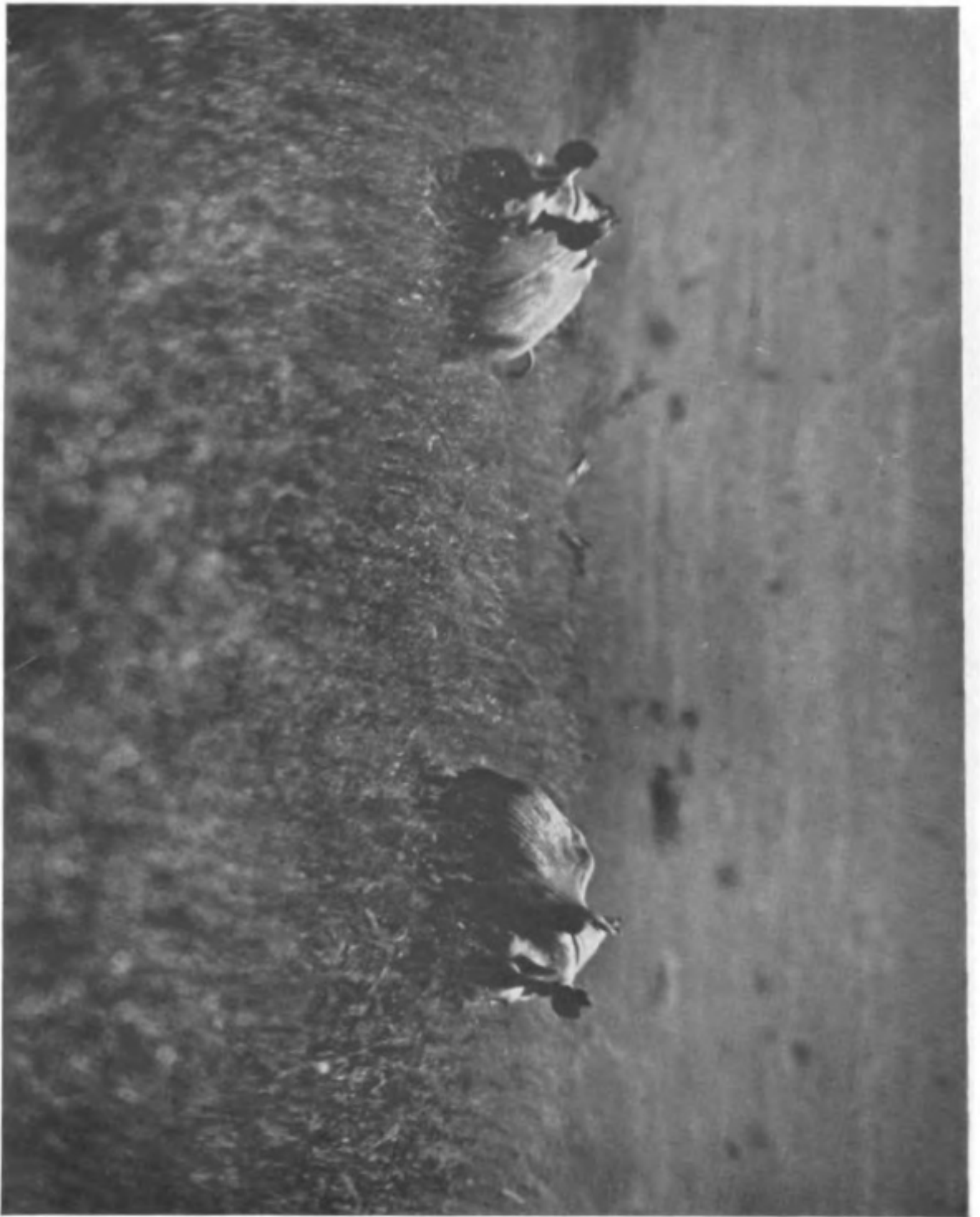
palmenbewachsene Insel gesehen hat, wo Araber, Portugiesen und einheimische Völker fortwährend um die Herrschaft fochten, so weit die geschichtliche Überlieferung zurückreicht. Sogar die Chinesen scheinen aus dunklen Tagen einer früheren christlichen Ara etwas über sie zu berichten zu haben. Schließlich betrat England in seinem Streben nach Unterdrückung des Sklavenhandels die Bühne des Streites; jetzt hat dieses eine mächtige Kontrolle nicht nur über Mombassa, sondern es beherrscht auch den sechzehn Kilometer breiten Küstenstreifen zwischen der deutschen Grenze und Jubaland als Protektorin der Ostafrikanischen Konzession, die der British East African Association durch Seyid Barghass im Jahre 1887 zugestanden worden war. In den Jahren 1894/95 wurde das Britische Protektorat über das jetzige Britisch Ostafrika und Uganda proklamiert. Welchen Gegensatz bietet der Platz jetzt zu dem, was er gewesen ist. Der einzige Kampf ist heute dort nur noch der, der zwischen den Fahrgästen der einlaufenden Dampfer und der — Zollbehörde periodisch auszufechten ist, denn der Sportsmann ist so harmlos, nicht einzusehen, warum der Zoll auf sein Gewehr nicht nach dem Kostenpreise von wer weiß welcher altem Einkaufsdatum berechnet wird, sondern nach dem Preise einer ähnlichen Waffe, wie er sich beim Händler in Ostafrika stellt. Derselbe Sportsmann wendet ein (einfältigerweise vielleicht, denn wie können wir Uneingeweihten es wissen?), daß der Verkaufspreis jener Waffe in Ostafrika außer den üblichen Transportkosten und ziemlich reichen Nutzen, der in jenen abgelegenen Plätzen berechnet wird, auch die 10% Zoll, die darauf bezahlt worden sind, bereits mit enthält. Indes, dies sind vorläufig nutzlose





Copyright in the U. S. A. by A. R. Dugmore

**Zwei Nashörner, zum Angriff bereit (Teleaufnahme).**



Copyright in the U. S. A. by A. R. Dugmore

Zwei Nashörner im Angriff. — "... beim Geräusch des Durchlaufes wandten sich die zwei Nashörner sofort gegen uns ... " Die Madenhader sitzen noch auf den Tieren, sind aber im Begriff abzufliegen.



S Gedanken und wir wollen hoffen, daß diese eigenartigen Verhältnisse sich bald zum Besseren wenden mögen.

Wir landeten aus unserem Dampfer, nachdem wir das unerwartete Vergnügen gründlich genossen hatten, unser Gepäc aus dem erstickenden Gepäcraume selbst herauszuschleppen und zuzusehen, wie es in Booten ans Land gebracht wird. Wir erfuhren, daß der Zug am nächsten Tage etwa um Mittag abgehen sollte; aber es war natürlich töricht, zu glauben, daß wir imstande wären, in nur sechsundzwanzig Stunden unsere Sachen an Land zu bringen und die Zollabfertigung zu erledigen. So bezogen wir das beste Hotel in der Stadt und verweilten daselbst mit schlecht verhehltem Arger bis zum übernächsten Tage.

Durch die freundliche Gastfreihait des Mombassa-Klubs wurden wir von dem Gedanken befreit, daß wir noch weitere Schwierigkeiten haben würden und wir waren über alle Beschreibung froh, im letzten Augenblicke die Gewißheit zu haben, daß wir am zweiten Tage den Zug erwarten dürften. Die Zeit kam heran, und mit Gefühlen der Erleichterung stiegen wir ein, um die Annehmlichkeiten des Aufenthalts in dem geräumigen, gut eingerichteten Eisenbahnwagen zu genießen, der, nach dem Muster der indischen Wagen, durchaus zweckmäßig den Bedingungen des tropischen Klimas angepaßt war. Es war uns dringlichst geraten worden, warme Decken mitzunehmen. Kaum möglich wollte es uns erscheinen, daß wir sie brauchen würden, denn während der ersten Stunden nach der Abfahrt machte sich eine außerordentlich unangenehme Hitze bemerkbar und die kühlenden Getränke, mit denen wir uns versehen hatten, hielten nur allzu kurze Zeit vor. Bald waren wir lediglich auf die kühle Milch der grünen Kokosnuß an-

gewiesen, die wir an den Bahnstationen von Eingeborenen kauften. Der erste Teil der Reise war so tropisch, wie man es nur wünschen konnte. Hohe Kokospalmen wiegten ihre raschelnden Blätter über den dunklen dichten Mangobäumen, die den kleinen strohgedeckten Hütten der Suahelineger willkommenen Schatten spendeten. Bohnen, Biberpflanzen, die Batate (indische Kartoffel), Yamswurzel und Mais gedeihen in Überfluß in den engen Lich- tungen. Diese Fruchtgärten sind umgeben von der gewohnten dicht wachsenden tropischen Vegetation, wo Vögel, gleich Juwelen in ihrem buntpfarbigen Gefieder, hier und da umherfliegen, sich ihr reiches Futter suchend. Während die einen, wie prächtige Schmetterlinge, aus den Blüten den Honig saugen oder win- zige Insekten sammeln, suchen die anderen in größeren Käfern ihre Nahrung. In der Nähe der Hütten sah man die Eingeborenen, glücklich und zufrieden wie Kinder, umherstehen, die Frauen in farbig gedruckten Gewändern mit schreienden Mustern, in ihrer graziösen Weise drapiert, während die Männer entweder ein langes loses Hemd von weißem oder hellfarbigem Stoff, oder einfach einen um die Hüften befestigten weißen Schurz trugen. Beide Geschlechter gehen gewöhnlich barhäuptig, obgleich der Fez sonst gern getragen wird. Die Frauen pflegen als Zeichen von Wohl- habenheit einen Regen- oder Sonnenschirm zu benutzen.

Allmählich, während der Zug langsam dem Hochlande zustrebt, verschwindet dann die bewohnte und kultivierte Gegend und macht einem wilderen und mehr hügeligen Gelände Platz, wo Dornen- büsche, kräftige Schlinggewächse, die eigentümliche Euphorbia und andere Pflanzen von verschiedenartiger Größe und Farbe zu beobach- ten sind. Alle Zeichen menschlicher Wohnungen hörten schließ-



lich auf, als wir spät am Nachmittage in die Region der Trockenheit eintraten. Nichts mehr von dem üppigen Grase und tropischem Laubwerk. Alles ist dürr und grau, und der einzige Baum ist allenthalben der Dornbusch, der sein Leben auf einem Boden ohne die geringste Spur von Feuchtigkeit oder Nährkraft fristet. Wir erreichten Voi, 214 km von Mombassa entfernt, zur Zeit des Abendessens, das im Stationsgebäude eingenommen wurde. Hier, in einer Höhe von 558 m über dem Meeresspiegel, war die Luft noch reichlich warm, als aber die Nachtzeit näher rückte und wir langsam aber stetig stiegen, fiel die Temperatur derart, daß wir alles, was wir zur Bedeckung besaßen, in Gebrauch nahmen und gern noch mehr gehabt hätten! Die Bahnverwaltung liefert für die Tag- und Nachtwagen nur mit Segeltuch bezogene Matrasen; der Reisende hat sich also mit allem, was er für sein Lager sonst benötigt, selbst zu versorgen, auch mit Seife und Handtuch. Es ist nicht ratsam, auf einer solchen Reise gute Kleider zu tragen, denn der rötliche Staub durchdringt alles, und alle Kleidungsstücke nehmen bald die rote Staubfarbe an. Hartgewebte Stoffe sind denjenigen von weicher Oberfläche vorzuziehen, denn der Staub kann von jenen leichter abgebürstet werden. Lange vor Sonnenaufgang waren wir am nächsten Morgen wach und schauten aus nach dem Wilde, von dem wir nach allen Berichten so große Mengen sehen sollten. Und tatsächlich konnten unsere Augen schon beim ersten Scheine des Tageslichtes hier und da unbestimmte Formen von Tieren unterscheiden. Allmählich ließ die tropische Dämmerung uns die Dinge deutlicher erkennen und zu unserer größten Befriedigung fanden wir, daß die erst unbestimmten Umrisse Gestalten annahmen von Coke's Hartebeest, Zebra, Impala

und anderen Gattungen wilder Bewohner dieses großen zoologischen Naturparks.

Mit dem Wahrnehmen jedes neuen Tieres wuchs unsere Erregung. Bald war es eine graziöse Gazelle, bald das wunderliche Wildebeest oder Gnu, das dem vorbeifahrenden Zuge nachschaute und dann mit einem Wedeln des langen Schweifes in einem bei diesen sonderbaren, büffelartigen Antilopen so charakteristischen schaukelnden Galopp davonrannte.

Wir sahen das Hartebeest ebenso wie die Grantsche und Thomsonsche Gazelle flüchten, diese selbst in dem schwachen Morgenlichte deutlich erkennbar durch das immerwährende Schweiffchlagen, durch die tiefschwarzen Streifen und die weißen und gelben Flecken an den Seiten.

Mit Sonnenaufgang gestaltete sich alles noch schöner und wunderlicher, denn nun konnten wir, so weit das Auge reichte, bis in die entfernten rötlichen Nebel hinein zahllose Herden von Tieren erkennen. Das Wort „zahllos“ kann hier tatsächlich in seiner wirklichen Bedeutung genommen werden, denn es allein drückt die scheinbar unbegrenzte Zahl aus, die unsere überraschten Augen wahrnahmen. Die Berichte, die man uns gegeben, kamen in der Tat der Wirklichkeit kaum nahe, ich sah mehr als ich überhaupt erwarten konnte. Man kann eben kaum wagen, die Wahrheit zu sagen, wo die Umstände so außergewöhnliche sind. Instinktmäßig versucht man, die Wahrheit abzuschwächen, nur um den Glauben nicht zu zerstören. Die Gewohnheit, zu übertreiben, ist so allgemein, daß man sich selbst oft dabei überrascht, unwillkürlich hier und da etwas hinzugefügt zu haben, entweder um den Reiz der Erzählung zu erhöhen oder, weil der eigene Enthusiasmus ganz



naturgemäß die Ereignisse wunderlicher gestaltet, als sie tatsächlich waren. Aus diesem Grunde ist für jeden Reisenden ein sorgfältig geführtes Tagebuch von hohem Werte, besonders, wenn er darüber zu schreiben beabsichtigt. Es dient als sichere und sehr notwendige Kontrolle für eine zu lebhaft e Einbildungskraft. Hier aber trat der Fall ein, daß die eigene Phantasie keine eigene Hinzufügung nötig hatte. Die einfache Feststellung nackter Tatsachen war über aller Einbildungskraft erhaben. Unsere Aufregung erreichte ihren Höhepunkt, als wir eine große Giraffe entdeckten, die harmlos kaum 150 Meter von unserem schnaubenden Zuge entfernt stand. Wie anders nimmt sich dieses Riesengeschöpf in der freien Natur aus gegenüber denjenigen, die wir sonst in zoologischen Gärten und Menagerien sehen! Wie anders sieht die tiefe reiche Färbung aus und die dunkle scharfe Zeichnung des Felles im Vergleich zu dem verblichenen Kleide der in Gefangenschaft gehaltenen Tiere! Das herrliche Geschöpf, all die kleinen Bäume überragend, schwebte in seinem Pasgange von dannen, bis zu einer nach seinem Dafürhalten sicheren Entfernung, nachdem es uns ein paar Sekunden betrachtete. Welch eigentümlicher Gang — weder Trab noch Galopp, mehr eine Verbindung von beiden —, den manche als ungeschlacht bezeichnen! Sicher wäre eine bessere Bezeichnung angebracht. Ungeschlacht ist er sicher nicht, grotesk vielleicht, aber in der eigenartigen Bauart des Tieres so natürlich, daß man sich nicht denken kann, daß es sich irgendwie anders bewegen könnte.

Später sahen wir noch mehr Giraffen und mehr und mehr von den gewöhnlicheren Tieren. Oftmals eilte eine Herde Hartbeest oder einige Gazellen kurz vor der Maschine über die Geleise,

oder einige Zebras jagten neben dem Zuge her. Sie sahen wie gemalte Ponys aus mit ihren scharf gezeichneten schwarzen Streifen, schön über alle Beschreibung. Es ist eigentümlich, welchen Reiz sie auf den Neuankommenden ausüben, während der Kolonist, wenn man von ihm spricht, nur ein mitleidiges Lächeln für das Zebra hat, ja es verwünscht wie die Pest. Vom Erdboden möchte er es verschwinden sehen und es ist Tatsache, daß das herrliche Tier in großen Mengen getötet wird als Nahrung für eingeborene Arbeiter und Hunde. Und dennoch kann man, von einigen wenigen Standorten abgesehen, kaum von einer Verminderung ihrer Zahl reden. Der Grund der allgemeinen Abneigung gegen das Zebra ist seine starre Nichtachtung aller Zäune. Eine Herde kann mit Leichtigkeit feste Drahtzäune niederdrücken und pflegt dieses Werk an vielen Stellen zu wiederholen. Zäune, die in ihrer Ausdehnung oft nach Meilen zählen, müssen stets in bestem Zustande erhalten werden, denn die Zerstörung einiger Stellen kann unendlichen Schaden für die Ernte bedeuten, vielleicht auch den Verlust einer wertvollen Straußenzucht. Daher des Farmers Mangel an Liebe für die launischen, aber schönen Zebras. Bis jetzt ist eine praktische Verwendung der Tiere noch nicht gefunden worden. Sie sind schwer zu zähmen, im allgemeinen sehr störrisch, so daß man sie nicht zu bändigen oder zu züchten vermag und es ist fast sicher, daß es nicht der Mühe lohnt, sich ihrer bei ihrer Abneigung gegen alle Kultur anzunehmen. Entgegen der sonstigen Meinung sind sie nicht stark und zähe, nach einem kurzen und nur schwachen Lauf sind sie ermüdet. Ob sie wirklich erfolgreich mit Pferden oder Eseln gekreuzt werden können, bleibt abzuwarten. Nur das Streben, ein gegen



die Pferdesterbe unempfindliches Tier zu ziehen, rechtfertigt Versuche nach dieser Richtung.

Unsere jedesmalige Begeisterung beim Sichten einer neuen Herde von Tieren verursachte bei einem unserer Reisegefährten, der sich auf einer kleinen Station zu uns gesellt hatte, großes Vergnügen. Er war berufsmäßiger Jäger und Führer und, als wir uns wieder über einige Hartebeest ereiferten, lächelte er überlegen und erlaubte sich die Bemerkung, daß wir wohl bald über solche lästige Erscheinungen redlich nach unserer Weise schimpfen würden.

Wir hielten zum Frühstück an einer Bahnstation, deren hervorragende Sauberkeit ich nicht umhin konnte zu bewundern. Welch ein Gegensatz zu den Bahnstationen, wie man sie in Amerika zu sehen gewohnt ist, wo ekelerregender Schmutz und Unordnung herrscht. Hier dagegen, mitten in der Wüste, wo außer Eingeborenen nur vereinzelt ein Weißer verkehrt, wo alle Kultur schon allein im Bewässern des Bodens unsägliche Arbeit bedeutet: wohlgepflegte Gärten mit Geranium, Rosen und anderen Zierblumen und ein Bahnhof so sauber und ordentlich wie nur denkbar. Ich wünschte, manche mir bekannte Plätze könnten sich ein Beispiel daran nehmen.

Wild ist hier oft nur wenige hundert Meter von der Station entfernt zu sehen, sogar als wir uns Nairobi, einer mittelgroßen Stadt, einem Hauptsitz der Bahnverwaltung und Regierung, näherten, fanden wir doppelte Umzäunungen, die — wie wir später erfuhren — nötig waren, um die Wildherden von der Stadt fern zu halten. Oft werden auch diese Zäune noch durchbrochen und es ist nichts Ungewöhnliches, ein wildes Zebra oder Hartebeest durch die Straßen flüchten zu sehen.

Wir langten kurz vor der Mittagszeit in Nairobi an, wo wir den Bahnhof mit Menschen gefüllt fanden. Unruhen mit dem sogenannten verrückten Mullah hatten es nötig gemacht, Truppen ins Somaliland zu entsenden, deshalb wurde gerade eine Abteilung Königliche Afrikaschützen in Nairobi verladen. Ein Zug nach dem anderen füllte sich mit den schmutz aussehenden Neger-soldaten, während britische Offiziere, tatendurstig, ihren Angehörigen und Freunden Lebewohl sagten.

Der Ausrüster meiner Reise traf uns am Bahnhofs und konnte trotz aller hier herrschenden Aufregung und Verwirrung unser Gepäck in Kürze zum Hotel befördern.

Die Straße, durch die wir fuhren, war mit solch einem Gemisch von Leuten erfüllt als man sich nur denken konnte — Europäer, Indier, Goanesen, alle mehr oder weniger in ihren Nationalkostümen, während Hunderte von Eingeborenen, meist Massai, Wakamba und Wa-Kikuyu, dem Plaze seine ganz bestimmte afrikanische Erscheinung gaben. In einer modernen Stadt kommt es einem etwas sonderbar vor, beinahe nackte Leute umherlaufen zu sehen, und Nairobi ist tatsächlich im wahren Sinne des Wortes modern, da es bei seinem erst zehnjährigen Bestehen alle neuzeitlichen Einrichtungen besitzt, wie gute Straßen, Steinhäuser, elektrisches Licht und Wasserleitung. Nicht lange wird es wohl dauern, bis hinsichtlich der Eingeborenen durchgreifende Veränderungen vorgenommen werden. Zunächst ist es ihnen schon verboten, ihre an sich sehr dekorativen Speere zu tragen, ebenso ist, glaube ich, schon etwas dafür getan, daß sie mehr Kleider tragen sollen. Schon ist die Zahl der zur Stadt Zugelassenen sehr beschränkt und, wenn erst die neuen Bestimmungen durchgeführt





Copyright in the U. S. A. by A. F. Dugmore

„...In diesem Augenblick verursachte ich ein geringes Geräusch. Wie der Blitz war das Tier auf und ging mit gehobenem Schwanz und geblähten Nüstern auf uns los... Es war uns bis auf 15 Meter nahe gekommen.“



Copyright in the U. S. A. by A. R. Dugmore

Nashornstudien. — 1.: Im Begriff sich niederzulegen. 2.: Teleaufnahme: Kurz vor dem Angriff.  
3. und 4.: Das Nashorn im Angriff.



sind, wird man keinen Farbigen mehr im europäischen Viertel erblicken. Sie werden ihren eigenen Stadtteil haben, auf den sie mit ihren Bazaren angewiesen sind.

Eine Fahrt von zehn Minuten brachte uns zu unserem Ziele, und wir waren recht froh, nach der Erfahrung von Mombassa ein wirklich behagliches Quartier für uns bereit zu finden. Es war Sonntag, wir konnten deshalb für unsere Ausrüstung nichts tun. Am anderen Morgen waren wir um so früher auf, um einen Ausflugsplan aufzustellen, hier keine leichte Arbeit. Nach langem Unterhandeln entschieden wir uns dafür, von der Erlaubnis Gebrauch zu machen, die mir von Autoritäten hinsichtlich des Reservatgebietes freundlichst eingeräumt worden war. Dieses Reservat umfaßt den großen Landstrich, der sich von der Eisenbahnlinie bis zur Grenze von Deutsch Ostafrika und von Tsawo bis Nairobi erstreckt, im ganzen etwa 26 000 qkm. In diesem Gebiete ist alles Schießen verboten, ja man spricht davon, daß gemäß den neuen Bestimmungen niemand mehr das Gebiet mit einem Gewehre betreten darf. Es ist wohl zulässig, daß jemand das Recht verlangt, ein Tier in Selbstverteidigung töten zu dürfen, doch auch dabei liegt der Gedanke nahe, daß gewisse Jagdenthusiasten den Angriff eines Tieres — Rhinoceros z. B. — veranlassen, um eine Entschuldigung zum Töten desselben zu haben. Alle Trophäen, ganz gleich wie sie erworben wurden, werden von der Regierung beschlagnahmt. Das Reservat scheint also streng verwaltet zu werden und nicht nur den Namen zu tragen. Man muß eine solche Maßnahme einer Regierung preisen, die, gewisigt durch die Kurzsichtigkeit anderer Völker vergangener Zeiten, sich entschloß, die Tierwelt in Schutz zu nehmen, noch bevor es zu spät war. Ohne Frage hat der Tier-

bestand, der so viele Sportsleute aus allen Weltteilen anlockt, einen ganz bedeutenden Wert. So können wir aber getrost annehmen, daß im größeren Teile von Ostafrika die meisten Wildarten noch viele Jahre in Überfluß vorhanden sein werden. Das Rhinoceros wird vermutlich zuerst das Feld räumen müssen, denn es wird, wenn es nicht von seiner unleidlichen Angriffswut abläßt, in der es unangenehm, ja gefährlich wird, als öffentlicher Schädling vertilgt werden. Antilopen und Gazellen aller Gattungen werden, mit sorgfältiger, mäßiger Einschränkung, sich lange halten. Löwen, die sich trotz des fortwährenden Abschusses während des letzten Jahres scheinbar vermehrt haben, müssen natürlich wesentlich vermindert werden und zwar innerhalb der allernächsten Jahre. Die Büffel, die durch die vernichtende Epidemie der Rinderpest vor wenigen Jahren fast ausgerottet waren, vermehren sich jetzt wieder, wenigstens geben sie in Anbetracht ihres Nachtlebens eher Hoffnung zu numerischer Verstärkung, wenn nicht wieder unvorherzusehende Krisen eintreten. Sie sind noch jetzt keineswegs so selten, als man oft annimmt, nur sind sie im Verhältnis zu ihrer Zahl so selten sichtbar, da sie sich tagsüber gewöhnlich an Stellen aufhalten, die keinem Jäger praktisch erreichbar sind. Die Niederland-Büffel (man kann sie nämlich in zwei Klassen einteilen: die, welche in den Bergen leben und die Sumpf-Büffel) halten sich am Tage in den dichten Papyruswäldern oder anderem Sumpfgewächs auf, während die Gebirgsbüffel in den dicksten Wald gehen, wo sie fast sicher sind vor jeder Belästigung. In dem großen Reservatgebiete dürfte jede der wichtigsten Gattungen eingeborenen Wildes vorkommen, außer Grévy's Zebra und vielleicht der roten und Säbelantilope. Die Stelle, wo wir planten hin-



zugehen, befand sich etwa 70 km von Nairobi entfernt. Dort erhofften wir vielerlei Wild, einschließlich des Rhinoceros, zu finden. Es war uns natürlich nur erlaubt, im Falle äußerster Gefahr zu schießen. Der Ausflug sollte nur ein leichterer sein, damit wir zunächst einmal den Gebrauch unserer Ausrüstung, im Besonderen auch der photographischen, kennen lernten und damit wir uns auf die bevorstehende dreimonatliche Expedition vorbereiten konnten. Demgemäß stellten wir eine kleine Trägerkolonne (safari) von 20 Mann zusammen, bestehend in Aufseher, Koch, Kameraträger, unsere zwei Diener und einem Massai Führer. Mit dieser kleinen Mannschaft und Vorräten für zwei Wochen verließen wir Nairobi am 5. Februar. Der Zug führte uns bis Kiu, wo wir etwa um 4 Uhr anlangten. Es war zu spät, um noch von der Station zum Olgereiflusse aufzubrechen, der etwa 27 km, also einen Tagesmarsch entfernt war, wo wir zuerst wieder Wasser finden sollten.

---

## Zweites Kapitel.

### Unser erster Marsch. Aufregende Abenteuer mit Nashörnern.

Wir lagerten nicht weit von der Bahnstation und genossen die erste Nacht unter dem Zeltbache im tropischen Ostafrika. Mit überraschender Eigenart traten die neuen Verhältnisse an uns heran. Wir hatten erwartet, daß unzählige schädliche Insekten und erdrückende Hitze uns plagen würden, statt dessen war die Nacht kühl und erfrischend wie eine Herbstnacht in der Heimat und — zu unserer größten Überraschung — nicht ein Insekt, das uns belästigte. Wir setzten uns vors Zelt und blickten staunend auf zum großen klaren Mond. War dies eine außergewöhnlich schöne Nacht oder durften wir solche günstige Umstände dauernd während unseres Ausflugs erwarten? Wir erfuhren später, daß heiße Nächte fast unbekannt und eine Insektenplage so selten war, daß wir nur während einer ganz kurzen Zeit, gegen das Ende der Regenzeit, etwas beunruhigt wurden, auch da aber war es nur ein einzelner Moskito, der abends uns umschwirrte und uns Zeit zum Überlegen gab, ob er uns wohl einige Malariakeime zu bringen beabsichtige. Wir nahmen uns vor, am nächsten Morgen zeitig





Copyright in the U. S. A. by A. R. Dugmore

„Die beiden Nashörner kamen nach kurzem Laut strads auf uns los. . . Ich feuerte und streckte den angreifenden Riesen sofort auf 15 Meter nieder. . . das zweite Tier kehrte sich im Nu um und verichwand mit unglaublicher Geschwindigkeit.“  
Teleaufnahme.



Copyright in the U. S. A. by A. R. Dugmore

„Eine Herde von Grantschen Gazellen verschaffte uns nicht geringe Sportfreude. . .  
Wir konnten uns fast auf 70 Meter heranpirschen.“ — Teleaufnahme.



aufzubrechen, um den Marsch noch vor Eintreten der Mittags-  
hitze zu beenden, aber unser Aufseher stellte sich recht ungeschickt  
an und brachte es nicht fertig, die Lasten rechtzeitig an die Leute  
zu verteilen. Wir mußten schließlich einige Lasten auf der Station  
zurücklassen, um sie später nachkommen zu lassen, und brachen  
endlich kurz vor Sonnenaufgang auf. Unser Fleischvorrat, in  
Gestalt von lebenden Schafen, war schwer zu befördern. Die  
natürliche Abneigung der Tiere gegen den Koch, der sie zu führen  
versuchte, kam sehr komisch zur Erscheinung, jedes der drei Schafe  
nahm fortgesetzt eine andere Richtung ein. Unser langer Massai-  
führer marschierte mit den seiner Rasse eigenen langen Schrit-  
ten an der Spitze, eine schöne malerische Figur. Er war mit  
dem unvermeidlichen langen Speer bewaffnet, einer Keule und  
dem Jagdmesser; ein rotes Tuch hing über seiner Schulter. Als  
Kopfbedeckung trug er eine festsetzende, aus dem Bauchfell eines  
Tieres gefertigte Mütze, eine Perlenkette und ein ebensolches Arm-  
band vervollständigten als Schmuck seine einfache und wirkungs-  
volle Ausrüstung. Zuerst glaubte ich, der lange glänzende Speer  
diene nur gewissermaßen als Ausstattungsstück, ehe aber noch unsere  
Reise beendet war, hatte ich Grund ihn als Waffe zu schätzen und  
ich bin sicher, daß ich diesem vermeintlichen Zierate heute mein  
Leben zu verdanken habe.

Das hügelige Land, durch welches wir wanderten, war mit  
sonnengedörretem Grase und verstreuten Dornenbüschen bedeckt.  
Was weiter entfernt war, konnten wir in den ersten Stunden  
nicht sehen, denn schwerer Nebel, der die Luft kühl und erfrischend  
erhielt, hing über dem Boden. Erst bei Sonnenaufgang ver-  
schwand der Nebel nach und nach und kurz nach neun Uhr konnten

wir auch die fernere Gegend erkennen: endlose niedere Hügel, einige mit flachwipfeligen Bäumen bedeckt, andere von kahlem Fels, oder mit gelbem Gras bewachsen. Wild sahen wir auch bereits, aber nur vereinzelt, zuerst nur wenige Rudel von Hartebeest und Impala. Später sahen wir Zebras, Warzenschweine, Straußen, franzenohrige Oryx, Grantische und Thomson-Gazellen und, zu unserer Freude, auch ein Rhinoceros und eine Giraffe. Das Rhinoceros war für uns von besonderem Interesse, da es das erste war, das wir in der Wildnis trafen; und wie anders erschien es uns hier! Das große ungeschickte Tier war nur einige hundert Meter entfernt, langsam schritt es durch die parkartige Szenerie, unserer nicht im geringsten achtend, da wir gegen den Wind gingen. Die Giraffe im Gegenteil ließ uns während zwei Stunden nicht außer Sicht. Gewöhnlich war nur der Kopf sichtbar, als er einen Hügel überragte. Als wir ihr auf etwa 600 Meter nahe waren, verschwand sie, um etwa 800 Meter weiter wieder aufzutauchen.

Zur Mittagszeit erreichten wir den Olgereifluß und errichteten unser Lager in der Nähe eines schmutzigen Wasserloches. Das Flußbett zeigte sich als trockner Sand und das Wasser in dem Loch war verunreinigt durch die vielen Massairinder, die morgens und abends dorthin zur Tränke kamen. Unser Wasser erhielten wir, indem wir Löcher in den Sand gruben, doch selbst das Filtern beseitigte nicht im geringsten den ekelhaften Geschmack, der die Nähe von Viehbeständen verrät. Diese unliebsame Nachbarschaft veranlaßte uns auch, am nächsten Morgen stromabwärts zu ziehen, wo wir übrigens nach Aussagen des Führers alles finden sollten, was wir suchten. Frohen Mutes wanderten wir



die 16 km, die uns zu zwei weiteren Wasserlöchern führten, und errichteten dort unser Lager auf einem hohen, das Flussbett beherrschenden, schattigen Hügel. Indem wir dieses Mal sehr tiefe Löcher in den Sand bohrten, erhielten wir einen reichlichen Vorrat von ziemlich klarem, aber noch immer mit starkem Beigeschmack vermishten Wassers.

Während des Nachmittags stellten wir zwei Blitzlichtkameras in der Nähe des einen Wasserloches auf. Als wir die Stelle zeitig am nächsten Morgen besuchten, fanden wir, daß die Apparate wahrscheinlich durch Nachtvögel entladen worden waren. Es war dies der Anfang einer langen Periode von Blitzlichtstörungen. Wir gaben deshalb schließlich alle Versuche mit automatischem Blitzlicht an Wasserstellen auf, da sie jedesmal in Enttäuschungen endigten. Wir konnten den Auslösefaden noch so nahe der Wasseroberfläche aufspannen, die Vögel hatten ihn dennoch beim Jagen von Insekten berührt.

Gleich nach dem Frühstück machten wir uns auf, um uns in Freihandaufnahmen von Tieren zu versuchen. Nicht mehr als  $1\frac{1}{2}$  km waren wir gegangen, als wir drei Nashörner entdeckten, die etwa 500 Meter entfernt waren. Daß sie von uns schon Witterung hatten, war augenscheinlich, denn ihre Bewegungen verrieten offenbar Unruhe. Wir machten einen großen Umweg, um außer Wind zu kommen und kamen so auf einem kleinen Hügel ihrem Standorte näher. Außer dem hohen Grase war keinerlei Deckung vorhanden, auch keine Bäume, die uns im Falle der Gefahr als Zuflucht dienen konnten. Wir befanden uns den drei Dickhäutern gegenüber, die mehr in der Angriffs- als in der Verteidigungsstellung waren, also in einer ziemlich



unvoreilhaftem Lage. Ihr troziges Schnauben bedeutete wenig Gutes für uns. Das Rhinoceros ist fast ausschließlich auf seinen Geruchssinn angewiesen, denn sein Auge ist verhältnismäßig schwach. Was über hundert Meter entfernt ist, befindet sich außerhalb seines Gesichtskreises, jedoch dürften bewegte Objekte bis zu zweihundert Meter von ihm noch bemerkt werden. Unsere drei Rhinoceros, ein Bulle, eine Kuh und ein fast ausgewachsenes Kalb, hatten uns plötzlich erspäht und wandten sich in bedenklicher Geschwindigkeit, aus einer Entfernung von etwa 60 Meter, gegen die Stelle, wo wir uns mit etwas verwirrten Gefühlen aufhielten. Ich machte schnell eine Aufnahme, die allerdings leider mit großer Genauigkeit nur auf einen dazwischen liegenden Busch eingestellt war. Das Geräusch des Verschlusses brachte alle drei Tiere in Unruhe. Sie drängten sich zusammen, das Jüngste in der Mitte, die beiden Alten an den Seiten, schauten sie sich verdußt in höchst komischer Weise einander an. Da sie jetzt Bitterung von uns hatten und jedenfalls die geringste Ursache sie zu einem Angriff veranlaßt hätte, beschloß ich nach sorgfältigem Einstellen der Kamera die Aufnahme zu unterlassen, denn das Geräusch der Verschlusauslösung würde fraglos unsere Stellung verraten haben. Der dann unvermeidliche Angriff würde uns zum Schießen gezwungen haben, das aber wollte ich gerade umgehen. Wir verhielten uns also absolut still. Nach einigen Minuten wandten sich die Tiere zu der Stelle, von der wir gekommen waren. Nachdem sie sich windwärts etwas entfernt hatten, kehrten auch wir um und folgten, als der Bulle, die anderen zurücklassend, allein weiter wanderte. Einige Kilometer folgten wir seinen Spuren, bis er in einem sumpfigen Loch zu einem Bade untertauchte. Während

er so beschäftigt war, konnten wir uns bis auf zweihundert Meter heranpirschen. Ich gelangte bis auf knapp hundert Meter in seine Nähe und machte mehrere Aufnahmen. Unglücklicherweise waren diese Aufnahmen unbefriedigend, denn das Tier war durch das hohe Gras zum größten Teil verborgen. Als ich ihn an einer freieren Stelle zu nehmen suchte, verriet ihm ein plötzlicher Windstoß meine Gegenwart und dann flüchtete er in großer Hast. So endete mein erstes, aber keineswegs letztes Zusammentreffen mit einem Rhinoceros. Am folgenden Tage waren wir frühzeitig auf und entdeckten nach kurzem Marsche zwei unter einem Baume schlafende Nashörner. Vorsichtig pirschten wir uns bis auf achtzig Meter heran, als sie, eine Kuh und ein ziemlich großes Kalb, sich erhoben, jedenfalls gewarnt durch ihre Freunde, die Madenhacker. Das Licht war schwach, aber ich machte eine Aufnahme. Beim Geräusch des Verschlusses wandten sich die Tiere sofort gegen uns. Ich versuchte, die Kassette zu wechseln, aber die Zeit war zu kurz. Mein Begleiter, dem das Schießen oblag, wartete auf mein Zeichen und, als die Tiere allzu nah herankamen, rief ich: „Feuer“ und genau in 15 Meter Abstand machten sie kehrt, gerade als ich den Kassettenschieber herauszog. Zum Glück war der Schuß ungefährlich und wir freuten uns, die plumpen Tiere gesund davoneilen zu sehen, so schnell es ihre kurzen Beine erlaubten. Als wir uns im Gelände weiter umsahen, bemerkten wir noch weitere acht Rhinoceros. „Allzu viel ist ungesund“ darf man in Gesellschaft des Rhinoceros wohl sagen, wenn man sich einer so großen Zahl gegenüber sieht, von denen sicher einige uns wittern würden. Indes war ich doch gekommen, um Rhinoceros zu photographieren, ich unterdrückte also meine Gefühle und ging an die Arbeit. Wir



wandten uns gegen eine Kuh und ein Kalb, die sich in ziemlich günstiger Stellung befanden. Mir war's, als ob es in die Schlacht ginge, in meiner Aufregung achtete ich nicht der Gefahr, die unser Unternehmen allerdings interessant genug gestaltete. Während wir unseren Weg durch die dürre Grasebene, die sonst keinerlei Deckung bot, bahnten, schlug ein plötzliches Schnaufen an unser Ohr. Nicht weiter als 400 Meter hinter uns folgte ein riesiger Rhinocerosbulle unserer Spur. In scharfen Wendungen unter heftigen Schnaufen wandte er sich ungeschickt bald nach der einen bald nach der anderen Richtung. Nichts aber bot sich ihm, an dem er seine Wut hätte auslassen können. Ich habe selten ein gleiches Schauspiel von sinnloser Wut gesehen, wie dieses, das zugleich von dem geringen Grade von Intelligenz dieses Dickhäuters Zeugnis ablegt. Die schwache Sehkraft des plumpen Tieres entschuldigt seine Unbeholfenheit, sie ist aber auch erklärlich, da es keine Feinde zu fürchten hat, außer dem Menschen. Diesem aber ist zu raten, dem Wilde nicht zu nahe zu kommen. Nachdem unser reizbarer Freund ausgetobt hatte, wandten wir unsere Aufmerksamkeit wieder unseren früheren Objekten zu, fanden aber zu unserem Unbehagen, daß sich einige Zebras zu ihnen gesellt hatten. Die Jagd auf Rhinoceros ist grundverschieden von der Jagd auf Zebras, denn letztere ist viel schwieriger. Durch das hohe Gras, das auch die Tiere verbarg, krochen wir bis auf 150 Meter heran, ohne entdeckt zu werden. Ein weiteres Annähern war unmöglich, da ein Streifen völlig kahlen Bodens uns von ihrem Standpunkte trennte. Die Zebras, unsere Nähe ahnend, entfernten sich, merkwürdigerweise, ohne die Rhinoceros zu warnen, welche letztere langsam in Richtung auf uns grasten. Wir beschlossen, auf sie zu warten,



in der Hoffnung, sie auf dem kahlen Boden photographieren zu können. Es war interessant aber nervenreizend, den beiden Tieren ruhig zuzusehen. Bald kamen sie uns näher, bald entfernten sie sich wieder. Einmal bekamen sie offenbar Wind von uns und gingen schnaufend einige Meter vor. Schon glaubten wir, daß etwas geschehen müsse, aber sie hielten an und kehrten nach kurzem Bedenken zu ihrer Mahlzeit zurück. Plötzlich, ohne irgendwelche merkbare Ursache, stürzten sie davon, so schnell als sie konnten und — wir hatten das Nachsehen.

Das herrliche Panorama großer Tierherden von Zebras, Elefantilopen, Straußen und Giraffen konnte uns den Verlust dieses Bildes nicht ersetzen, denn das alte Rhinoceros hatte ein prachtvolles Horn und wir hatten vertrauensvoll besseres Glück erwartet. Müde und das Wild in weiter Entfernung und — zur Anpirsch ungeeignetem Gelände wissend, gingen wir zurück zu unserem Lager, wo wir ungefähr um 2 Uhr eintrafen.

Während der nächsten beiden Tage hatten wir sehr wenig Glück und keinerlei Aufregung. Davon sollte uns aber der dritte Tag mehr bringen, als uns wünschenswert. Wir hatten zwei Rhinoceros entdeckt, die in etwa 800 Meter Entfernung grasten, und bemerkten, daß das eine ein sehr starkes Horn trug. Wir wandten uns sofort gegen sie unter möglichster Ausnützung einer günstigen Windrichtung, als wir plötzlich bemerkten, daß wir gegen den Wind auf ein anderes, nur 300 Meter entferntes Nashorn losgingen. Wären wir weitere 100 Meter vorgegangen, so würden wir wahrscheinlich mitten zwischen die drei geraten sein, ein herrliches Beispiel für einen Kampf zwischen zwei Feuern. Um diese Situation zu vermeiden, wichen wir dem letzten Ankömmling aus

und gelangten in kurzer Zeit bis auf 100 Meter an ihn heran. Zwei Teleaufnahmen gelangen vorzüglich, ohne daß wir von dem Tiere selbst oder von den auf seinem Rücken sitzenden Vögeln entdeckt worden waren. Was nun? Zu unserer Überraschung sahen wir, wie der alte Herr sich anschickte, sich zu seinem Mittags-schläfchen niederzulegen. Er fand einen passenden Busch, der zwar keinen Schatten spendete, beschnüffelte den Boden sorgfältigst, drehte sich verschiedene Male und legte sich nieder, um in wenigen Minuten einzuschlafen. Auf solch eine herrliche Gelegenheit für Nahaufnahmen hatte ich schon lange gewartet. Als ich seines tiefen Schlafes sicher war, wechselte ich das Teleobjektiv gegen eine Linse für Nahaufnahmen aus und ging mit der größten Vorsicht weiter vor. Mein Freund mit dem 450 Kalibrigen (— 11,40 mm) Dickhäuter-Gewehre folgte mir unmittelbar, der Kameraträger und der Massai wenige Schritte hinterher. So ruhig als nur möglich näherten wir uns dem schlafenden Riesen bis auf 30 Meter, wo wir uns für unsere Zwecke nahe genug glaubten. In diesem Augenblicke verursachte ich ein geringes Geräusch. Wie der Blitz war das Tier auf und ging mit erhobenem Schwanz und geblähten Nüstern schnaufend auf uns los. Es war ein herrlicher Anblick, der jedoch schnelles Handeln gebot. Ich verfolgte das Tier auf der Mattscheibe meiner Kamera und löste den Verschuß aus, als es in die allernächste, für eine Aufnahme noch geeignete Nähe gekommen war. Der Verschuß fiel und schon krachte wie verabredet der Schuß aus meines Begleiters Gewehr. Mit der wohlgezielten Kugel im Blatt, wandte sich das Tier sofort zur Flucht. Fürwahr ein aufregendes Spiel ist es, ein angreifendes Rhinoceros zu photographieren. Für Leute mit wenig



Schneid dürfte dieser Sport aber nicht geeignet sein. Dies waren unsere Gedanken als wir nach dem aufregendem Vorgang wieder zu uns kamen. Das Tier war uns bis auf 15 Meter nahe gekommen, uns schienen es fünf Meter zu sein.

Der Schuß hatte die anderen Rhinoceros von ihrem friedlichen Äsen aufgeschreckt, langsam trotteten sie von dannen. Um sie noch photographieren zu können, mußten wir ihnen folgen. In schnellem Tempo überholten wir das weiter oben erwähnte Paar, und kamen bald auf 150 Meter heran. Ich wollte gern eine Aufnahme gegen den hellen Himmel machen. Als sie einen kleinen Hügel erreicht hatten, glaubte ich, die Gelegenheit sei gekommen. Aber noch bevor sie die Stelle erreichten, flogen die Madenhäcker von ihren Rücken auf und schnell wandten sich die Tiere nach uns um. Sie standen in 150 Meter Entfernung gegen den Wind, ich glaubte also an keine Gefahr. Dennoch kamen sie nach kurzem Laute stracks auf uns los. Schnell wechselte ich die Kassette, hatte aber nicht Zeit genug, die Telelinse gegen das lichtstärkere Nahobjektiv auszuwechseln, ehe der Feind in bedenkliche Nähe kam. Ich rief meinem Schützen zu, auf das eine, gut sichtbare Tier zu feuern. Der Schuß fiel, dennoch ging der aufgeregte Verwundete weiter auf uns los. Inzwischen tauchte das zweite ältere und besser bewehrte Tier etwa 20 Meter im Grase vor uns auf. Ich wollte eine Aufnahme versuchen, das schwierige Einstellen mit der Telelinse auf ein so schnell sich näherndes Objekt hätte aber sicher zu einer Fehlaufnahme geführt, außerdem gebot die gefährliche Nähe zweier Feinde sofortiges Schießen. Ich feuerte und streckte den angreifenden Riesen sofort auf 15 Meter Abstand nieder. Ob es der Knall war oder das Stürzen des Gefähr-



ten, kann ich nicht sagen, das zweite Tier lehrte sich im Nu um und verschwand mit unglaublicher Geschwindigkeit hinter dem Hügel.

Photographisch war dieses Abenteuer ein betrüblicher Versager, nur weil ich in der Eile die Linsen nicht wechseln konnte, sportlich war es indes nicht ohne Reiz. Solche Erfahrungen belehren uns über die Verlegenheiten, in die man dem Rhinoceros gegenüber, wenn es schlecht gelaunt ist, geraten kann. Wir kamen dieses Mal glücklich davon, denn wenn zwei solcher Kolosse zugleich vorgehen, ist ein Entkommen fast ausgeschlossen, sobald ein Schuß versagt oder schlecht sitzt! Wir bedauerten zwar, das dumme große Tier töten zu müssen, konnten wir aber unter diesen Umständen anders handeln, um unser eigenes Leben zu retten? Das Tier maß in ganzer Länge von der Nase bis zum Schwanz genau 3,65 Meter, während das Horn, das uns so groß erschien, nur 62 cm lang war. Das Horn mußte dem Haupt-Jagdamte abgeliefert werden, wir mußten es also vom Kopfe trennen, was mit unseren einfachen Jagdmessern nicht leicht zu bewerkstelligen war. Diese Hörner sind von eigenartiger Struktur, sie bestehen aus zusammengewachsenen Borsten. Ungeachtet ihres Wertes als Trophäen — übrigens Trophäen von recht geringer Schönheit — werden sie nach China versandt, wo sie pulverisiert als medizinische Mittel Verwertung finden. Nach all unserer Aufregung sehnten wir uns schließlich zurück zu unserem Lager. Die Leute versahen sich mit Fleisch von der Beute und mit Streifen von der Haut, die sie gern zu Stöcken und Peitschen verarbeiten.

Auf unserem Rückwege hatten wir den ersten klaren Ausblick zum Kilimandscharo, jenem wunderbaren Schneegipfel, der sich

aus der tropischen Ebene zu einer Höhe von 6000 Meter erhebt. In seiner sonderbaren Kuppelform, mit gleißendem Schnee bedeckt, ist er über alle Beschreibung schön. Er erscheint noch höher als er ist, da sein unterer Teil fast immer in Dunst gehüllt ist. Achtzig Kilometer war er von uns entfernt, dennoch konnten wir ihn in seiner ganzen gigantischen Ausdehnung, wie am Himmel aufgespannt, durch die bläuliche, von der Hitze vibrierende Atmosphäre bewundern. Die Aufnahmen, die ich machte, können infolge des Mangels der Farbe von der bestrickenden Schönheit nicht die geringste Vorstellung geben, ich reproduziere sie deshalb nicht ohne ein gewisses Gefühl von Bedauern.

Der Veränderung halber widmeten wir die nächsten Tage geringerem Wilde, das weniger Aufregung bot als das ungefüme Rhinoceros. Eines Tages verschaffte uns eine Herde von Grantschen Gazellen nicht geringe Sportfreude, denn wir konnten uns auf fast 70 Meter heranpirschen. Deutlich konnte ich ihre Köpfe betrachten, von denen einige besonders groß und schön geformt erschienen. Beinahe eine halbe Stunde blieb ich unbemerkt, während ich meine Aufnahmen machte. Als denkbar schönster Hintergrund stand der Kilimandscharo majestätisch am Himmel. Leider verhinderte wieder der dichte Dunst ein deutliches Hervortreten der Ferne. Das kleinere Wild ist meist recht scheu, so daß ich beim Photographieren nur bei größter Vorsicht Erfolg hatte. Das graziöse furchtsame Impala witterte mich stets, ebenso gelang es mir leider nicht, einige Dryx oder Kubu auf die Platte zu bannen.

Unser nächster Gang auf Rhinoceros endete wieder wie lezt-hin, als wir gezwungen waren, eines zu erlegen. Ohne besonde-ren Anlaß nahm uns ein Paar wieder an, von dem ein Tier



fallen mußte. In der Folge versuchten wir es mit der Schrotflinte und luden sie mit Rehpusten, nur um die Tiere zu versagen. Damit hatten wir Erfolg, so daß ich einige zufriedenstellende Nahaufnahmen machen konnte, ohne die Tiere zu erlegen. Später allerdings hätte uns dieses Verfahren beinahe unser Leben gekostet, denn wir hatten der Wirksamkeit unserer Rehpusten zu viel Vertrauen geschenkt.

Ich möchte hier noch einige Worte über das Rhinoceros sagen, damit der Leser sich von den Gewohnheiten dieses sonderbaren, scheinbar einem antediluvialen Zeitalter angehörenden Geschöpfe keine falsche Vorstellung macht. Wer das Rhinoceros kennt und in ostafrikanischen Gebieten gejagt hat, wird vielleicht darüber lächeln, daß ich so oft von ihm angegriffen worden bin, man muß aber bedenken, daß sein Verhalten je nach den Gebieten, wo es auftritt, verschieden ist. Meist wird es nicht angreifen, selbst, wenn es gereizt wird; um ihm einigermaßen nahe zu kommen, muß man sich aber mit größter Vorsicht heranschleichen, und im Olgereigebiete, wo wir arbeiteten, gehört es zu den Ausnahmefällen, daß ein Rhinoceros flüchtet, ohne anzugreifen oder wenigstens eine unliebsame Annäherung an den Jäger zu suchen. Ohne das Olgerei-Rhinoceros kennen gelernt zu haben, würde auch ich der Meinung geblieben sein, daß es kaum zu fürchten und im allgemeinen schwer zu beschleichen sei. Hätte ich andererseits nur dieses gesehen, so würde ich sie durchweg für entschieden gefährlich, unberechenbar und nur zu leicht jagdbar halten. Um eine Tiergattung ganz kennen zu lernen, muß man ihre Vertreter an verschiedenen Orten, unter verschiedenen Bedingungen und zu verschiedenen Jahreszeiten studieren. Das Verallgemeinern geringer



Erfahrungen führt leicht zu Irrtümern, ein Fehler, der sich immer wieder in naturbeschreibende Werke einschleicht. Meine Erfahrungen mit dem Olgerei-Rhinozeros wurden zuerst von einigen Kennern des ostafrikanischen Wildes bezweifelt, bis meine photographischen Dokumente meine Berichte bestätigten. Nach der letzten Begegnung mit dem Rhinozeros entschied ich mich, von dem Tiere abzulassen, denn beim Nahphotographieren ergab sich zu oft die Notwendigkeit des Tötens und ich wollte nicht in den Verdacht kommen, mein der Regierung hinsichtlich der Schonung der Tiere gegebenes Versprechen zu mißachten. Ich wandte mich also am Olgerei nunmehr dem anderen Wilde zu.

Eines Abends bemerkte ich ganz in der Nähe des Lagers in dem sandigen Flußbette ein Rudel Zebras. Bis dahin war es mir nicht gelungen, eine einzige Aufnahme von diesen herrlichen Tieren zu bewerkstelligen. Nach vorsichtigem Anschleichen gelangte ich zu meiner Freude in annehmbare Entfernung. Die Sonne, schon tief und rötlich, schien hell auf die Zebras, alles war von dem zarten Lichte herrlich beleuchtet. Die Zebras pflegen, wie so viele Tiere in der Wildnis, nach Wasser zu scharren, da sie aus den fauligen Wasserlöchern nur ungern trinken. Mit ihren Hufen graben sie nicht selten Löcher von 60 cm Tiefe in den sandigen Boden. Wie sie die Wasserstellen ausfindig machen, ist schwer zu sagen, jedenfalls infolge ihres scharfen Geruchssinnes und durch lange Erfahrung. Bemerkenswert ist es, daß der Mensch gewöhnlich viele Löcher gräbt, bis er Wasser findet, während das Tier mit seinem scharf ausgebildeten Sinne sich selten täuscht und genau weiß, wo es zu graben hat. Ich machte eine Aufnahme von jenen Zebras. Sowie ich indes versuchte, ihnen noch näher zu kommen, entdeckten sie

mich und flüchteten, indem sie noch ein Rudel Giraffen aufscheuchten, das ich leider gar nicht bemerkt hatte. Vergebens versuchte ich noch, mich den großen, stillen Tieren zu nähern, aber sie waren durch die Flucht ihrer Freunde beunruhigt, mir blieb daher nur das Vergnügen — und die Enttäuschung — sie über die sandige Fläche zwischen den hohen flachgipfeligen Dornbäumen verschwinden zu sehen.

Der folgende Tag sollte mir die erste wirkliche Begegnung mit dem Hartebeest bringen. Bei vielen vorhergehenden Gelegenheiten hatten sie — wie mir schien — nur zufällig meine Pläne gekreuzt. Dieses Mal geschah es aber tatsächlich in wohl überlegter Weise, daß sie mich foppten. Ein Rudel Zebras jenseits des Flußbettes hatte meine Aufmerksamkeit erweckt. Ihr Benehmen deutete zweifellos darauf, daß sie einer tiefer gelegenen Wasserstelle zustrebten. Die örtlichen Verhältnisse gestatteten mir ein leichtes Verbergen, so daß ich Tiere im Vorbeikommen hätte photographieren können. Ich fand eine gute Stelle, an der ich ungesehen das Flußbett überschreiten konnte, und wählte einen Versteck mit guter Aussicht auf die zur Wasserstelle führenden Spuren. Geduldig wartete ich hier eine Stunde, mußte aber dann, weil der Wind sich gedreht, meinen Platz wechseln. Gerade als ich gegen eine Baumgruppe schritt, kam ein Rudel Hartebeest den Uferabhang herunter. Kaum waren diese vorbei und fast außer Sicht, so eilte ich weiter, in der Annahme, daß die Zebras ihren Freunden unmittelbar folgen würden. Aber die Hartebeest wandten sich gerade im kritischen Augenblicke um, äugten nach mir und erkannten offenbar, daß sie den Zebras eine Warnung geben mußten. Es trennten sich also zwei Hartebeest von der Herde und



galoppierten so schnell sie konnten etwa 70 Meter an meinem Standpunkte vorbei, um den gerade am Ufer ankommenden Zebras durch ein Pusten ein Zeichen zu geben. Fort war die Herde und ich stand da in einer Verfassung, die eher zu denken als zu beschreiben ist. Von dem Tage an haben die Hartebeest stets meine Pläne vereitelt. Ihrem fortwährenden Dazwischenkommen ist das Misslingen einer Menge guter Tieraufnahmen zuzuschreiben. Ich konnte mich noch so vorsichtig an ein mir erwünschtes Tier heranschleichen, stets kam solch ein vermaledeites Hartebeest daher, ermittelte meine Marschrichtung, überholte mich und warnte alles was an Tieren im Umkreise eines Kilometers zu sehen war. Seine Gewohnheit, sich auf einem Borhügel zu postieren und die Landschaft zu überschauen, ist eine den Sportleuten bekannte Quelle von Ärgernissen, infolgedessen wird wohl auch so manches Hartebeest nur wegen des Jägers Mißerfolg und Ärger sein Leben haben lassen müssen.

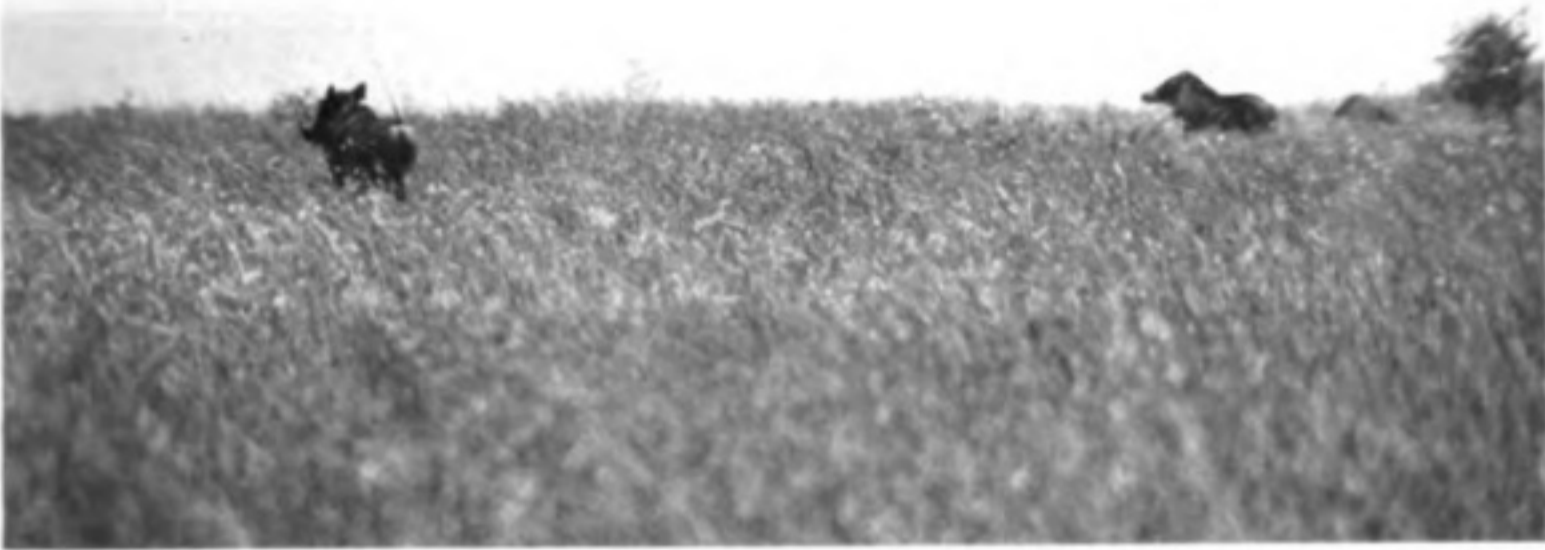
Eines Nachmittags bemerkten wir ein Rudel Impala, jene graziösesten aller Antilopen. Mit Interesse beobachteten wir, wie sie ein lahmes Tier aus ihren Reihen verstießen. Ich hatte den Krüppel schon vorher manchmal bemerkt. Ein Vorderlauf war verwachsen, das Tier selbst, ein Bock, war in Größe und Stärke zurückgeblieben. In Gesellschaft seinesgleichen hatte ich das Tier noch nicht gesehen, heute wurde mir der Grund seiner Abgeschiedenheit klar. Die Tiere der Wildnis leiden keine Schwächlinge in ihrer Mitte, entweder, um Krankheiten nicht aufkommen zu lassen, oder weil anormale Tiere nicht mit voller Schnelligkeit folgen können oder auch aus Furcht, daß ein krankes Tier die Herde leichter einem Feinde: Löwen oder Leoparden verraten könnte. Unser lahmes Impala versuchte zwar, sich in die Herde zu mischen,

balb aber wurde es von einem oder mehreren Böcken angenommen und wieder herausgetrieben. Eines Tages sah ich das arme Tier über das sandige Flußbett wandern und zwar in Gesellschaft eines Affen. Ein sonderlich aussehendes Paar. Die beiden schienen recht gute Freunde zu sein.

Am 19. Februar brachen wir unser Lager ab und kehrten nach Kiu zurück, indem wir in gerader Linie, nicht auf unserem Herwege marschierten. Wir waren noch keinen Kilometer gegangen, als ein unerwartetes Hindernis sich uns in den Weg stellte. Der Massai Führer hielt plötzlich im hohen Grase an und rief mit gedämpfter Stimme: „Kifaru,“ das bedeutet Nashorn, und in der Tat, nicht 20 Meter von uns entfernt lag der große Dickhäuter in festem Schlafe, nur sichtbar, weil sein grauer Rücken das wogende Gras überragte. Unsere Gewehre waren aus unbegreiflichen Gründen an diesem Morgen nicht geladen worden, jetzt hieß es also schleunigst das Versäumte nachholen.

Mein Begleiter lud seine Schrotflinte mit Rehpfeilen in einem und mit der Kugel im anderen Laufe; außerdem hatte er seinen Revolver. Inzwischen hatte ich die Kamera zur Hand und sprang beiseite, um ein besseres Bild zu erhalten, wenn das Tier angreifen würde (vorausgesetzt, daß ich nicht zuerst an die Reihe käme). Schnell war der Schläfer auf und ging auf uns los. Mit solcher Behendigkeit hatte ich keineswegs gerechnet und es scheint fast unglaublich, daß ein so plummes Tier sich so schnell bewegen kann. Ich stellte die Kamera auf das Tier ein, als es gegen meinen Begleiter losfuhr, hinter dem der Massai und die beiden zu Tode erschrockenen Jägerjungen standen. Fast unwillkürlich löste ich den Verschuß aus, als im gleichen Augenblick ein Schuß knallte. Der



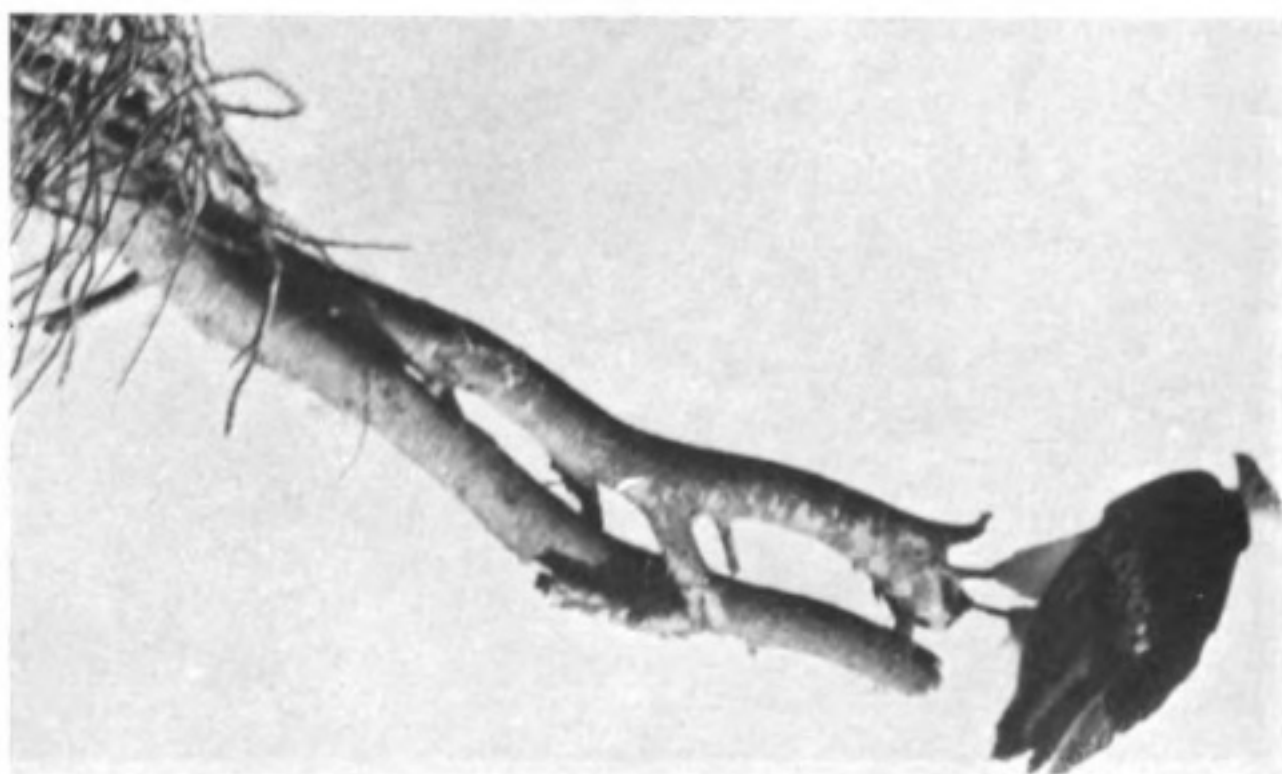


Copyright in the U. S. A. by A. R. Dugmore

**Warzenschweine am Olgerei-Fluß. — Teleaufnahme.**



Geier. — Teleaufnahme.



Copyright in the U. S. A. by A. R. Dugmore





Copyright in the U. S. A. by A. R. Dugmore

**Grant-Zebras scharren im sandigen Flußbett des Olgerei nach Wasser.**





Copyright in the U. S. A. by A. R. Dugmore

Impala=Antilopen am Gwafo Nyiro. — Oben: charakteristisches Sprungbild der erschreckten Tiere.



Schüße hatte versucht, das Tier mit einem Schrotschuß in die Flucht zu treiben. Aber dieses Unterfangen war dieses Mal vergebens, der Feind ging unbehindert vor. Mein Begleiter feuerte nun aus dem Kugellaufe und schoß außerdem mehrere Male aus dem Revolver auf das nur in 6 Meter Abstand vorbeirasende Tier. Es nahm nun den Massai an, der den Unhold mit größter Ruhe erwartete und dem Angriffe durch einen geschickten Seitensprung auswich. Nach diesem Mißerfolg wandte sich das Tier gegen mich, als ich gerade die Kassette wechseln wollte, um von dem aufregenden Vorgange eine Aufnahme zu machen. In der Eile hatte ich aber die Kassette nicht ganz eingeschoben, wie ich später an dem Negative wahrnehmen mußte. Eigentlich hatte ich in dem Augenblicke auch an anderes zu denken, denn sicher war die Kamera in diesem Falle weniger wichtig als die wütende Bestie! Zu meinem Glück hatte der Massai mit bewundernswürdiger Kaltblütigkeit seinen Speer dem Dickhäuter in die Seite gestoßen. Dieser stürzte sich nun wieder auf meinen Freund, der ihm noch einen Revolverschuß in den Kopf versetzte und endlich ließ das gereizte Tier von uns ab. Es raste davon, direkt auf unsere erschreckte Karawane los. Die Träger, fassungslos, durch die gefährliche Lage, ließen ihre Lasten fallen und stoben auseinander. Der Massai jagte jetzt das flüchtende Tier so nahe vor sich her, daß es, wenn es sich zu den Trägern umwandte, sich plötzlich seinem Feinde auf wenige Meter entfernt, mit einem langen Jagdmesser bewaffnet, gegenüber sah. Dies war dem Nashorn offenbar zu viel und es zog vor, von weiterem Unfug abzusehen und seines Weges weiter zu gehen.

Der Massai kehrte bald zurück, um seinen Speer zu suchen,

der von dem Tiere abgefallen war und fand ihn auch allerdings in stark verbogenen Zustande. Als wir nun unsere Trägerkolonne wieder in Gang gebracht hatten, wurden wir durch das Erscheinen eines anderen Nashorns in etwa 400 Meter Entfernung überrascht. Meine Absicht, uns dem Tiere zu nähern, um es zu photographieren, brachte auf den Gesichtern der Leute geradezu possierliche Mienen hervor. Sie hatten für heute genug vom Rhinoceros, sie würden ihre Lasten bei der geringsten Veranlassung einfach wegwerfen haben. Da wir nun noch einen langen Marsch vorhatten, ließ ich schließlich für heute von weiteren Plänen ab. Müde und erhist erreichten wir unseren Lagerplatz am späten Nachmittage und freuten uns auf ein Bad und etwas zu essen. Im Gespräch über die Ereignisse des Tages waren wir uns darüber einig, die Nähe des Rhinoceros vorläufig hinreichend genossen zu haben.

Am nächsten Tage kehrten wir mittels Eisenbahn nach Nairobi zurück, wo uns für eine Woche Arbeit genug erwartete, hatten wir doch unseren nächsten Ausflug vorzubereiten.





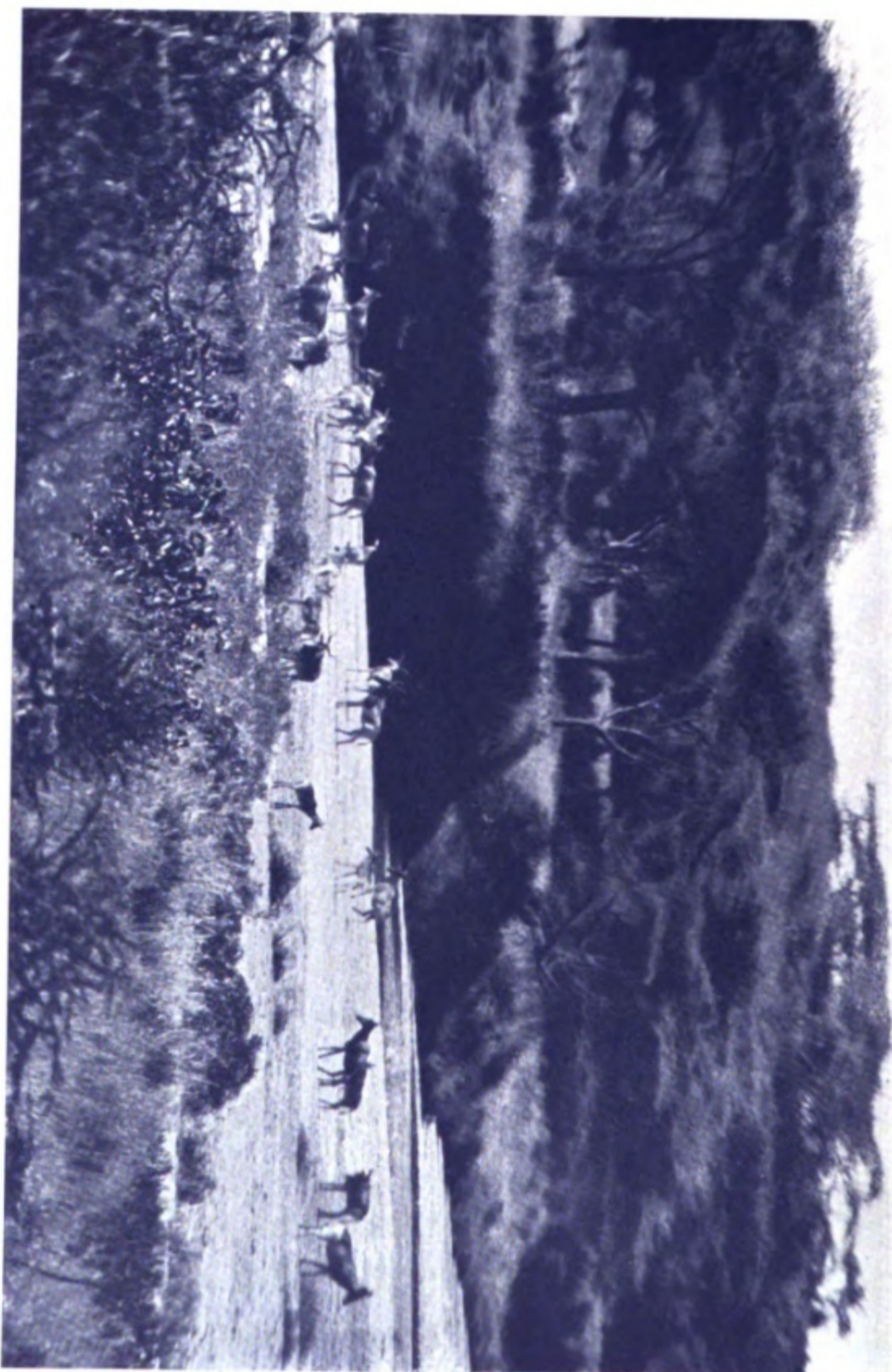
Copyright in the U. S. A. by A. B. Dugmore

Telebild des Kilimandjaro aus 130 Kilometer Entfernung. — Der niedere Teil des Berges ist durch die über der Erde lagernde warme Dunstschicht völlig verdeckt und unsichtbar.



Herde von Gartebeeffen im trodenen Schlabbett des Olgerei.

Copyright in the U. S. A. by A. B. Dugmore







Copyright in the U. S. A. by A. R. Dugmore

Herde von Hartebeest im trodenen Flußbett des Olgerei. — Aufgenommen mit einer Linse von 45 cm Brennweite.